

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 3.

Freitag, 5. Januar.

1917.

Der Bojar.

(18. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Aronik.

(Nachdruck verboten.)

Als Nicu am Abend nach Hause kam, ging Paula ihm mit vollem Herzen entgegen. Er sah elend aus, große Ringe lagen um seine brennenden, lieben Augen. Sie fühlte Weh um ihn.

„Nicu“, sagte sie sanft, — sie mußte nicht recht, wie beginnen und zitterte am ganzen Körper. „Ist es wahr, daß du Frau Veri liebst?“

Nicu lachte allzu laut: „Wer hat dir solchen Unsinn in den Kopf gesetzt?“

Paula atmete einmal schwer auf und biß die Zähne zusammen:

„Sag mir die Wahrheit, ich will das Leid mit dir teilen.“

„Wahrheit ist, daß ich nur dich liebe!“

Paula schwieg einen Augenblick, dann wiederholte sie:

„Ich bitte, ich beschwöre dich, gesteh' es mir ein!“

„Ich habe nichts einzugestehen! Willst du mir um jeden Preis beweisen, daß ich lüge?“

Zu viel! Tränen stürzten hervor.

Nicu stand auf und redete sich in eine furchtbare Heftigkeit. Da erhob sich Paula, jetzt ganz ruhig, und gab ihrem Mann sein eigenes Willett: „Frau Veri schickte es mir heute im Laufe des Nachmittags. Sie riet mir, ich solle versuchen, meinen Mann zur Vernunft zurückzubringen. Ich werde es nicht versuchen. Bis morgen will ich überlegen, was weiter geschehen soll.“

Nicu stand erstarrt. Ihm war, als müsse der Bohn ihn ersticken. Nur wußte er nicht recht, gegen wen er wütete: ob gegen Paula oder gegen Cleopatra. . . .

Cleopatra hatte keinen Grund mehr, eifersüchtig zu sein; sie teilte fortan Nicu mit niemand. Zwischen Paula und ihrem Manne wurde seit jenem Abend kein Wort mehr ohne Zeugen gewechselt. Am Tage nach der Katastrophe ihrer Ehe schrieb Paula ihrem Gatten, er möge sich künftig durchaus frei fühlen. Das einzige, was sie verlangte, wäre, daß kein Fremder vorläufig erfahren sollte, wie getrennt sie lebten. Nicu war es nur willkommen, daß Paula ihm das kompromittierende Willett wiedergegeben hatte. So hatte sie also keinen vor Gericht gültigen Beweis gegen ihn und Cleopatra in Händen!

Nach der ersten Empörung empfand Paula keinen Schmerz. Sie war nicht im Herzen getroffen. Es wurde ihr mählich klar: Sie hatte sich lieben lassen, aber geliebt hatte sie Nicu nicht. Einziger Trauer blieb, weil sie ihn nicht mehr achten konnte. Resolut, wie sie war, riß sie das letzte Gefühl der Zuneigung für den verlorenen Mann aus ihrem Herzen. Er hatte ihr Vertrauen mißbraucht, und sie an ihn ein schweres Herzensopfer vergewendet. Das konnte sie nicht verzeihen. Mit der ganzen Innigkeit hing an ihren Gedanken an George.

Wäre George damals in ihrer Nähe gewesen, ihr übervolles Herz hätte im ersten Augenblicke überfließen müssen. Nun aber sammelte sie ihre Energien. Sie wußte, was sie zu tun hatte. Mafellos mußte sie blei-

ben: der Gedanke an das kommende Kind wurde zur Pflicht. Wie dann das spätere Leben — alles wächst, nichts bleibt stehen — sich entwickeln würde, daran dachte sie jetzt nicht.

George Belescu hatte kein Bekenntnis nötig, um zu sehen, wie alles stand. Sah er Paula auch nicht oft, so glaubte er sich doch hin und wieder die Freude, sie zu besuchen, von der klatschenden Welt erkaufen zu dürfen. Durch häufige Spazierfahrten mit seiner Frau, durch Geschenke an Sofie, durch all die kleinen Scheinbeweise der Liebe hielt er die gute öffentliche Meinung aufrecht, er sei der liebendste Gatte der Stadt. . . .

Man gerät so leicht vom ersten Schritt der Falschheit in das Dickicht der Verlogenheit! George fragte sich, warum er den ersten Schritt getan? Es dünkte ihm, er sei unzurechnungsfähig gewesen, als er sich verlobte. Wozu das alles? Hatte er in der Folge etwas geleistet, um dessentwillen es sich verlobte, gut mit der Welt zu stehen? Zwei Möglichkeiten hätte er sich rechtzeitig klar machen sollen: die eine war, daß er der Liebe lebte und alles andere im Stich ließ — aber er hatte damals an Paulas Gegenliebe noch nicht geglaubt, sie selbst nicht einmal! —, die andere: nach einem großen Ziel zu streben, recht zu tun und nichts zu scheuen. Die Einsicht kam zu spät. Nun hatte er so gehandelt, daß ihm jede Glücksmöglichkeit veriperrt war. Was sollte daraus werden? Täglich in seine Sitzungen gehen und die Abende mit Sofie in großer Gesellschaft verbringen: war das ein menschenwürdiges Dasein? Unbedacht war seine Heirat gewesen, ein fluchwürdiger Leichtsinns- und kindisch handelte er, als er sich von der Politik zurückzog und, kaum gewählt, sein Kammermandat niederlegte! Er, der eine Überzeugung zu vertreten hatte, was doch nur wenige Politiker Rumäniens von sich sagen konnten. . . .

Daß ein ausländischer Fürst auf den Thron berufen werde, ein rechtlich denkender Mensch, der dem Lande endlich Ruhe und Sicherheit brachte, ströbte er das an? Nun konnte er, der Privatmann, für die Sache weiter nichts tun, als hin und wieder einen Zeitungsartikel schreiben und — den Fürsten Demeter bewachen.

Zu Paula klagte er über sein verfehltes Leben. Er konnte es nicht fassen, daß sie in glücklicher Frauenart in den Tag hineinlebte. „Seitdem ich dich liebe, George“, sagte sie dann, „bin ich immer froh. Weil ich dich sehe, weil du da bist, wenn ich dich auch nicht sehe; denn ich denke an dich!“ Wohl sah sie, wie ruhelos der Geliebte war, wohl erkannte sie, daß seine lebhaftige Natur in der ihnen aufgezwungenen Lage litt — doch sie konnte nach ihrer Art nicht anders: alles übergab sie der helfenden Zeit. . . .

Ein Fürst war gewählt worden. Er schlug den Thron aus. Jetzt stand ein anderer in Frage. Doch in der Bevölkerung der Provinz regte sich eine starke Bewegung, die die Auflösung der jungen, nationalen Gemeinschaft anstrebte. Die Provinz-Hauptstadt sollte wieder Residenzstadt werden. Unter den Kleinbürgern

faßte der Demagogen-Bunder rauch Feuer. George sah den Fürsten Demeter im Verborgenen arbeiten. Er war es, der die Leute mit russischem Gelde bestach. . .

In seinem eigenen Haus mußte George vorsichtig sein. Sofie wie ihre Eltern waren überzeugte Anhänger Demeters, die Eltern verrichteten Spionendienste für ihn.

George hatte seine Frau nie einer politischen Unterhaltung gewürdigt, er ließ sie sogar absichtlich im unklaren. Von anderen aber erfuhr sie, daß ihr Mann heftige Reden im Klub gehalten, daß er vor der Russenpolitik mit deutlichen Anspielungen auf Fürst Demeter gewarnt habe.

George Velescu gab vor, auf sein Gut zu reisen. Es war eine Unwahrheit. Sein Quartier schlug er in der Redaktion der von ihm gegründeten Zeitung auf. Tag und Nacht arbeitete er dort — in wenigen Tagen sollte die erste Nummer erscheinen. Auch das erfuhr Sofie. Ihre Liebe war längst bitterer Haß geworden. Hätte George seine Frau beobachtet, er würde gewußt haben, daß sich sein ärgster Feind in seiner unmittelbaren Nähe befindet. . . . Sofies verächtliche Liebe lechzte nach Vergeltung.

Sie traf den Fürsten Demeter bei ihren Eltern. Mit einer Innigkeit, die er nicht mißverstehen konnte, reichte sie ihm die Hand.

„Sie wissen, Durchlaucht, daß ich Ihre aufrichtigste Anhängerin bin?“

„Worin — Anhängerin?“

„Ich habe nur einen Traum: Sie zum regierenden Fürsten zu machen.“

Sie blickte ihn herausfordernd an.

Dieses schöne Weib ist George Velescus Frau! — sagte sich der Fürst. Wollte sie ihn fangen? Glaubte vielleicht Velescu den Fürsten Demeter durch Frauenkünste in seine Gewalt zu bekommen? Ihn unschädlich zu machen?

Sofie hatte zugerhört, seitdem sie Frau geworden und nicht mehr herausgeschickt werden konnte, wann die reizenden Abenteuer erzählt wurden! Sie beherrschte nun selbst den Ton des rumänischen Salons vollkommen. Fürst Demeter freilich, der sie als prüdes, kaltes Mädchen kannte, war nicht imstande, an die radikale Verwandlung ehrlich zu glauben. Er meinte, Sofie spiele ungeschickt eine einäselerte Rolle.

Es entstand ein peiriliches Schweigen nach Sofies Worten.

„Sie wissen schon von der Rundgebung, die man zum ersten des neuen Fürsten vorbereitet?“ fragte sie endlich.

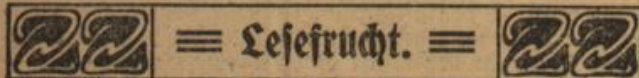
Er wußte nichts davon, aber er sagte: „Ja.“

Sofies stolze, üppiige Gestalt, ihr begehrender Blick nahmen den Kampf auf gegen des Mannes Vorsicht.

„Sie wären eine wunderbare Fürstin geworden!“ sagte Demeter und sein Auge tat, was es gewohnt war: es entkleidete die junge Frau.

Sofie hätte am liebsten entzaget: „Ich bin gewillt, es noch zu werden. . . .“

Haß vermag mehr als Liebe. Ihre leidenschaftliche Natur sehnte sich nach dem Feinde des Gatten, der ihr Freund war. Aber es war der Saal ihres Elternhauses, in dem sie stand, und in dem Nischen hatte sie als Kind Bertold gespielt. Die Erinnerung schützte sie einen Augenblick vor sich selbst. (Fortsetzung folgt.)



Was ist des Menschen Denken?
Ein Labyrinth voll Nacht!
Was ist des Menschen Können?
Ach, eines Kindes Nacht!
Was ist des Menschen Wissen?
Von einem Meer ein Schaum!
Was ist des Menschen Leben?
Ein kurzer, bunter Traum!

Ludwig Beckstein

Das Berliner Kunstleben im Jahre 1916

Von Alfred Bratt.

Nichts bietet einen besseren und bezeichnenderen Maßstab für die Kultur und die ideellen und materiellen Kräfte eines Landes als seine künstlerischen Leistungen zur Kriegszeit. Auch in dieser Hinsicht hat das letzte Jahr erneut die Überlegenheit Deutschlands gegenüber seinen Gegnern dargetan. Heute, da das Wort „Neuorientierung“ ein festumrissener Begriff geworden ist, kann man feststellen, daß die Segnungen der Neuorientierung sich nicht nur in der Politik und im öffentlich-praktischen Leben, sondern auch in den Kunstbestrebungen und Kunstleistungen Deutschlands bemerkbar gemacht haben. Und zwar sind hieran Künstler, Kunstunternehmer und Publikum in gleicher Weise höchst verdienstvoll beteiligt.

Während die mit der jäh einsetzenden Unsicherheit des Kriegsbeginnes begonnene Verflachung des Kunstlebens in England und Frankreich bis heute nicht nur anhält, sondern die Zustände dort teilweise sogar noch schlimmer wurden, hat der Krieg der deutschen Kunst eine Vertiefung, Reinigung und Bereicherung gebracht, die auch im Jahre 1916 sich behauptet hat. Ein kurzer Rückblick über die künstlerischen Ereignisse in Berlin erläutert dies zur Genüge.

Sämtliche Theater spielten, die meisten sogar während der Sommermonate, und alle — dies sei vorweggenommen — mit schönem materiellen Erfolg, wie er in den letzten Friedensjahren wohl kaum in so ausgiebiger Weise hatte registriert werden können. Es muß betont werden, daß, während das Berliner Theatergeschäft im Frieden alljährlich von einigen finanziellen Enttäuschungen heimgesucht zu werden pflegte, im Kriege keiner dieser „Anfälle“ sich bemerkbar zu machen vermochte. Die Theater waren im Gegenteil noch nie so gut fundiert wie heute.

Wieder zeigte es sich, daß die Stimmung der Zeit den Publikumsgeschmack sehr fühlbar gebessert hat. Die leichten Schwänke französischer und englischer Marke mußten natürlich von Hause aus, sozusagen aus den handgreiflichsten Kriegsgründen, ausscheiden, aber auch die deutsche Fabrikware konnte im Gegensatz zu den früheren Verhältnissen keine großen Triumphe errufen. Um so stärker aber war das Interesse für klassische Werke und die Arbeiten moderner Dichter.

Unter den siegreichsten neutralen Dramatikern ist wiederum August Strindberg an allererster Stelle zu nennen. Das Theater in der Königgräfer Straße setzte einen erfolgreichen Strindberg-Zyklus in ernster Arbeit mit viel Glück fort. Es brachte eine vorzügliche Aufführung der „Kameraden“ heraus und eine glänzende Inszenierung des „Trauerspiels“ in Aufsehen erregenden Dekorationen von Eend Gade, mit Irene Triesch und Friedrich Kayhler in den Hauptrollen.

Max Reinhardt verfolgte die Neuinszenierungen von Berlen Gerhart Hauptmanns mit dem „Vierpeß“, dem „Fuhrmann Henschel“, der „Rose Bernd“ und den „Matten“ und brachte Strindberg sprödestes und schwierigstes Stück, die „Gespensersonate“, auf die Bühne der Kammerspiele. Eine besonders dankenswerte und in sich abgeschlossene, aus den Kriegsverhältnissen heraus entstandene Leistung stellt der „Deutsche Zyklus“ am Deutschen Theater dar. Er begann mit Lenz' Sturm- und Drang-Drama „Die Soldaten“ und ließ hierauf Klingers „Leidendes Weib“ in neuer Bearbeitung von Karl Sternheim, „Minna von Barnhelm“, „Kabale und Liebe“ und des genialen Georg Büchners „Dantons Tod“ folgen. Neu war die Einführung der Ballettkunst bei Reinhardt, die eine Reihe bemerkenswerter norwegischer Tänzerinnen, an ihrer Spitze Lillebl! Christensen vom Hoftheater in Christiania, nach Berlin brachte. Buerst sah man zwei entzückende Ballette von Nameru, und dann kam als Haupteffekt ein phantastisches Tanzspiel „Die grüne Flöte“ mit Musik von Mozart.

Unter den sonstigen Inszenierungen Reinhardts sind Strindbergs „Meister Clas“ im Volkstheaterhaus am Bülowplatz, Gorkys „Nachtschl“ in demselben Haus und „Macbeth“ mit Paul Wegener und Hermine Körner am Deutschen Theater zu nennen. Die äußerst erfolgreiche Sommerpielzeit der Reinhardt-Bühnen brachte einen Webekind-Zyklus, die „Familie Schimel“ mit Max Ballenberg und zwei alte deutsche Poesen in neuer Bearbeitung, sowie das erste Stück eines Neuen: die mit viel Beifall aufgenommene Grotteske

„Der Floh im Panzerhaus“ von Robert Forster-Barrinago, einem jungen Münchener Dichter.

Im Herbst und Winter wurde der literarische Spielplan Berlins durch Wedekinds „Erdegeist“ und Björnsterne Björnsons „Paul Lange und Thor: Parsberg“ im Theater in der Königgräber Straße, durch „Julius Caesar“ in Barnowskys Festspieltheater und eine Reihe guter Aufführungen im Kleinen Theater ergänzt.

Als von Berlin ausgehend sind auch Gastspiele in neutralen Ländern zu erwähnen, und zwar die erfolgsgekrönten Gastspiele Reinhardts in Schweden und Holland. Im neuen Jahr werden Gastspiele Reinhardts in der Schweiz und in Dänemark und ein Gastspiel Barnowskys in Norwegen folgen.

Außerst reichhaltig, manchmal geradezu verwirrend in ihrer Fülle waren die musikalischen Darbietungen. Die täglich besetzten Konzertsäle brachten fast alle bedeutenden deutschen Komponisten und alle Musiker und Sänger von Namen zu Gehör. Von Neuauflösungen ist d'Alberts dramatisches Opernwerk „Die toten Augen“ im Deutschen Opernhaus in Charlottenburg erwähnenswert.

Ganz besonders groß war der Reichtum auf dem Gebiete der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes. Alle Vereinigungen fanden sich trotz des Krieges mit gut besetzten Veranstaltungen ein. Voran die neue Sezession unter der Leitung von Lovis Corinth. Auch der Salon Cassirer, das Künstlerhaus, Gurliitt und J. V. Neumanns Graphisches Kabinett waren fortgesetzt auf dem Posten. Besondere Erwähnung verdienen zwei Sonderausstellungen. Die eine zeigt den monumentalen, nach zehnjähriger Arbeit meisterlich vollendeten Beethoven von Professor Peter Breuer, die andere eine Reihe von Radierungen Max Klingers, eine Märchenfolge unter dem Titel „Das Best“.

Die Große Berliner Kunstausstellung zeichnete sich diesmal durch besondere Berücksichtigung der Bundesgenossen aus. Ihre bulgarische und österreichisch-ungarische Abteilung von Gemälden und Plakaten gab es überdies im Künstlerhaus, eine Schau prachtvoller bulgarischer Stickerien in der Kunstabteilung von Wertheim.

Zwei Sonderausstellungen brachten die Werke von Schinkel und von Lesier Urj. Die Kunstauktionen waren glänzend besucht und zeitigten meist Preise, die über das im Frieden Bewohnte oft ganz erheblich hinausgingen. Bemerkenswertes sah man auch weiter bei Karl Ernst Henrici, so eine wertvolle Sammlung von Manuskripten aus dem Kreise von Weimar und Jena.

Im Zusammenhang mit den Kriegsinteressen gab es eine reiche Schau von Kriegsbildern in der Berliner Kunstakademie, Kriegsskizzen bei Cassirer, böhmische Glaskunst im Kunstgewerbemuseum und eine Portraitalerie, in deren Rahmen die handschriftlich gezeichneten Photographien aller namhaften Persönlichkeiten des Adels, der Heeresleitung, der Kunst, Wissenschaft und Industrie gesammelt waren. Die eiserne Zeit symbolisierte eine sehr interessante Ausstellung von eiserner Kunst den Feldgrauen gewidmet waren eine Schau kunstgewerblicher Lazarettarbeiten und mehrere Sammlungen von durch Soldaten verfertigten Kriegserinnerungen. Einen wertvollen Beitrag zur Lösung des so viel erörterten und so schwierigen Problems der Kriegerverwundeten bildete eine Ausstellung der Entwürfe des Architekten Endell.

Auch Mode und kaufmännisches Kunstgewerbe sind im alten Jahre fortgeschritten. Die Darbietungen der Modenhäuser zeigten sich fähig und erfolgreich auf dem Wege zu individueller Selbständigkeit, historisches Interesse erweckte einen Rückblick auf die Kleiderkunst der deutschen Frau in vergangenen Jahrhunderten.

Zwei ehemalige Stiefkinder der Kunst — die Silhouetten- und die Marionettenspiele — befestigten in diesem Jahre ihre vorjährigen Erfolge.

Schließlich ist noch der langen Reihe von literarischen Vortragsabenden zu denken, die das Bestreben zeigten, das Verständnis für die junge literarische Moderne zu erweitern. In dieser Reihe wurden besonders Arno Nadel, Klabend und Studen weiteren Kreisen näher gebracht.

Dies ist nur ein Teil der künstlerischen Darbietungen Berlins im Kriegsjahre 1916. Ein Querschnitt sozusagen, der aber wohl genügt, um darzutun, daß alle Schwierigkeiten und Opfer der Zeit der deutschen Kunst keinen Abbruch taten, sondern ihren Ernst nur gefördert haben. Auch dies ist ein Sieg — und keineswegs der unwichtigste.

Aus der Kriegszeit.

Der Unterseebootkrieg als mechanisches Kunstwerk. Uns wird geschrieben: Ein Beck höchst künstlerischer und technischer Vollendung bringt zurzeit in der Stadt am Großen Ozean ein deutscher Feinmechaniker namens Georg Röber zur Ausstellung. Der Mechaniker hat seine Muhestunden darauf verwendet, den Kampf zweier deutscher Unterseeboote mit einem englischen Großkampfschiff mit Hilfe eines außerordentlich exakt arbeitenden Mechanismus darzustellen. Die beiden Unterseeboote wie auch das englische Kriegsschiff sind getreue Nachbildungen ihrer Originale. Jene messen 9,8 Zentimeter, dieses 30 Zentimeter in der Länge. Vom Verschluss und dem Verschlussbedel des Unterseebootes bis zu dem mechanisch rotierenden Panzerturm des Dritten mit den stets im rechten Moment hervortretenden Geschübläusen ist jeder Teil für sich eine Arbeit der Feinmechanik. Auf unsichtbaren Kurven führen die beiden Unterseeboote um das Großkampfschiff herum und senden abwechselnd ebenso unsichtbar geleitete Geschosse in den Rumpf des Engländers, der seinerseits zwar das Feuer auch erwidert, aber zuletzt mit dem Bug nach vorn versinkt. Jedesmal, wenn die Unterseeboote ihr Geschöß ausgespien haben, schließt sich der Verschluss, und die Boote tauchen, um an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein zu kommen. Vom Beginn der Kampfhandlung bis zum Versinken des englischen Kriegsschiffes vergehen 3 Minuten, dann erscheint auch der Engländer wieder, und der Kampf geht von neuem an. Die Meeresswogen werden durch blaugrünen Seidenstoff dargestellt, der mit Hilfe eines im Boden des Modells verborgenen Blases Luft in wellenförmige Bewegung versetzt wird. Der den Mechanismus enthaltende 30 Zentimeter hohe Aufbau stellt ein Rechteck von 60 Zentimeter Breite und 2 Meter Länge dar, so daß die notwendige und der Wirklichkeit entsprechende Bewegungsfreiheit für die Schiffe gegeben ist. Das Schaustück, das gegen ein Entgelt von zehn Cents von dem deutschen Mechaniker selbst vorgeführt wird, hat bereits zu Anfang so zahlreiche Besucher an, daß jener sich genötigt sah, statt eines Geschäftstoteles ein weit geräumigeres Kellergewölbe zu mieten, in dem außer den zum Ausschau kommenden Erfrischungen jetzt auch eine Musikkapelle die deutsche und amerikanische Nationalhymne sowie andere patriotische Weisen zu Gehör bringt, während der Eingang und das Innere des Raumes in den deutschen und amerikanischen Farben drapiert sind. Jedem il aber, so berichtet unser Gewährsmann, wenn das englische Großkampfschiff in der wogenden See versinkt, erhebt sich ein brausender Weisfallsturm, der oft noch anhält, wenn die Vorführung bereits von neuem begonnen hat. Der Reinertrag aus der Veranstaltung ist zugunsten der Witwen und Waisen der bisher im Krieg gestorbenen deutschen Seeleute bestimmt und dürfte nach der Schätzung des Erfinders wohl 20 000 M. erreichen. (ab.)

Londoner Einkaufsfreuden. Die folgenden Szenen, aus denen mit aller Deutlichkeit die unpatriotische Praxis der Kaufleute in England hervorgeht, veröffentlicht der „Daily Chronicle“: In einem Kolonialwarenladen. Kundin: „Ich möchte ein Pfund Zucker, bitte.“ Verkäufer: „Ja, und was außerdem?“ Kundin: „Sonst brauche ich nichts.“ Verkäufer: „Das tut mir leid, gnädige Frau, aber wir können nicht Zucker allein verkaufen. Überhaupt verkaufen wir Zucker nur an ständige Kunden.“ Die Kundin: „Aber das bin ich doch.“ Der Verkäufer: „Ganz recht, aber dann müssen Sie noch andere Waren um 5 Schilling kaufen.“ Die Kundin: „Das ist ja einfach lächerlich.“ Der Verkäufer: „Wir leben im Kriege, gnädige Frau.“ Die Kundin: „Ja, mit Deutschland, aber nicht mit den englischen Hausfrauen.“ Der Verkäufer: „Nehmen Sie doch Zucker und Gurken.“ Die Kundin: „Aber ich brauche keine Gurken.“ Der Verkäufer: „Dann ist nichts zu machen. Adieu.“ Die Dame geht wütend fort und kauft in einem andern Laden 100 Briefbogen und Kabecks, um sich bei den zuständigen amtlichen Stellen und mindestens einem Duzend Parlamentsmitgliedern zu beschweren. — In einem Modengeschäft. „Bitte, haben Sie schwarzen Tüll?“ „Ja, gnädige Frau. Mit Tüll wird Winterstoff, Seide oder ein Duzend Phantasietragen verkauft.“ „Wie, bitte, ich verstehe Sie nicht recht?“ „Ja, sehen Sie, Tüll allein können wir unmög-

Ich verkaufen. Mit jeder Einzelware, die wir verkaufen, muß noch eine andere genommen werden. Bei Tüll müssen Sie unter Winterstoff, Seide und Phantastleigen wählen." „Aber warum soll ich diese Dinge nehmen, die ich garnicht brauche?" „Im Interesse der nationalen Sparsamkeit." „Doch das ist nicht Sparsamkeit, sondern Verschwendung." „Ach nein, das verhindert die Jagd nach einzelnen Artikeln und den daraus entstehenden Mangel. Es ist nur in Ihrem eigenen Interesse." „Aber wenn ich Tüll bekomme, will ich ohnedies noch eine Bluse dazu kaufen." „Gerne, mit Blusen gehen lichtundurchlässige Reppelinvorhänge, Wollwaren aber . . ." „Ich will aber nur Tüll und eine Bluse." „Sie werden sehen, daß die anderen Artikel auch sehr nützlich sind." „Nun, dann geben Sie mir in Gottes Namen auch noch ein Paar Schuhe." „Bitte sehr, mit Schuhen müssen Sie nur drei Paar Strümpfe kaufen." „Ich habe zwölf Paar zu Hause!" „Tut mir leid, Schuhe und Strümpfe können wir nicht trennen." „Das ist eine Unverschämtheit. Dann kaufe ich überhaupt nichts. Sie können mich nicht zwingen, bei Ihnen einzukaufen." „Noch nicht — aber bald! In einer Heu- und Kornhandlung. Was kostet eine Tonne Heu?" „Die eine Sorte 7 Pfund, 10, die andere Sorte 8 Pfund, 5." „Dann geben Sie mir zwei Tonnen der zweiten Sorte." „Und dazu zwei Tonnen der ersten Sorte, nicht wahr?" „Die brauche ich nicht." „Wir verkaufen die eine ohne die andere nicht." „Warum nicht?" „Wegen der Kriegszeit." „Was hat das mit dem Krieg zu tun?" „Der große Verbrauch des Heeres macht es notwendig, jedem Käufer zweimal so viel zu geben, als er verlangt, damit keine Not eintritt." „Diese Logik ist mir unverständlich." „Geschäftsprinzip, mein Herr. Wenn Sie einen Sack Hafer nehmen wollen, müssen Sie auch einen Sack Weizen nehmen. Wenn Sie ein Pferd haben wollen, müssen Sie auch einen Wagen kaufen, wenn Sie einen Wagen kaufen wollen, müssen Sie auch Baumzeug nehmen, wenn Sie Baumzeug kaufen, müssen Sie auch Kuhfutter und Hundekuchen nehmen. Hundekuchen wird aber nur verkauft, wenn Sie auch einen Hund nehmen, mit einem Hund hinwiederum . . ." „Und wann nimmt dies ein Ende?" „Niemals, mein Herr. Wenn Sie einmal Käufer sind, müssen Sie auch Käufer bleiben bis an Ihr Lebensende — oder zumindest bis zum Friedensschluß! . . ."

Eine Neujahrsbetrachtung Bismarcks. Am 31. Dezember 1848 veröffentlichte die Berliner „Kreuzzeitung" aus der Feder des damaligen Dreihauptmanns v. Bismarck-Schönhausen, des späteren ersten Reichskanzlers, der in den Anfängen seiner politischen Tätigkeit ein sehr eifriger Mitarbeiter dieses Blattes gewesen ist, eine Neujahrsbetrachtung, die wegen ihres Inhaltes gerade heute unsere besondere Beachtung verdient. Sie lautet: „Noch ein Tag im alten Jahr und hinter uns liegt eine schwere Zeit, so klar und so berechtigt, und dennoch von so wenigen verstanden. Der Herr ist Gott, und alles Fleisch ist Heu, selbst wenn es hoch auf hohen Thronen säße; du bist gewogen und zu leicht erfunden. Warum wird dir so bange, wenn du in die Zukunft blickst, und ist der nicht ein Herr, der ohne Einsatz zu gewinnen hofft? Die Erbschaft des Jahres 1843 ist angetreten, am 5. d. M. ist das Testament geöffnet, und lauter klare Schulden, lauter allquide Forderungen. Hast du die Forderungen bezutreiben? Hoffst du die Schulden zu bezahlen? — Wer Hoffnung hat, muß fröhlich sein, wer Hoffnung hat, muß Ziel und Grund der Hoffnung haben, die Hoffnung ins Blaue ist die Hoffnung der Verzweiflung. Darum noch einmal, hast du Hoffnung? Wir hoffen, aber nicht aufs ungewisse, nicht, was die Augen sehen und die Hände fühlen, das neue Jahr wird uns nicht überraschen, und beachte es auch mehr als jene wünschen, diese fürchteten. Die Weltregierung geht nach einem festen Plane, ein jegliches Prinzip muß sich in seinem Extrem vollenden, und der Charakter dieser Zeit erscheint nur darum so bestreblich, weil jetzt ein Tag wie tausend Jahre. Ob Konstitution, ob Anarchie, ob rote Republik, ob Despotie, der Weg ist dunkel, doch das Ziel ist hell; ob lebend oder tot; der Sieg muß uns doch bleiben." — Die Verhältnisse, auf denen damals Bismarck seine Neujahrsbetrachtungen aufbaute, waren ganz ganz andere als heutzutage, seine Schlussfolgerungen treffen aber in überraschender Weise mit den Erwartungen überein, mit denen auch wir in das neue Jahr hinübergehen.

Weltgeschichtliche Neujahrstage. Unsere hohen Festtage, vor allem das Weihnachtsfest und der Neujahrstag, fielen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende vielfach mit Ereignissen von weltgeschichtlicher Bedeutung zusammen. So wurde bekanntlich die Kaiserkrönung Karls des Großen durch den Papst Leo im Jahre 800 am Weihnachtstage vorgenommen. In der vorchristlichen Zeit wurde das Datum des Jahresanfangs oft durch ein für das betreffende Land besonders folgenschweres Ereignis bestimmt. In Ägypten, zur Zeit der Größe des Pharaonenreiches, fiel seit dem ersten Viertel des 5. Jahrhunderts v. Chr. der Jahresanfang mit dem sommerlichen Frühaufgang des sog. „Hundssternes", des Syrius, zusammen. Denn dieses Datum kündigte alljährlich den Beginn der Nilüberschwemmung an, von der der Fruchtseggen im Lande abhing. Die Entwicklungsgeichte des alten Deutschen Reiches verzeichnet mehr als einen Neujahrstag von historischer Bedeutung. So unterzeichnete der Kaiser Heinrich VI. am 1. Januar des Jahres 1194 die berühmte Urkunde, durch welche Sizilien als staufisches Hausgut eingezogen wurde. Dieser Akt war bestimmend für die weitere historische Entwicklung, die über die glänzende Zeit Kaiser Friedrichs II. bis zur Entthronung des jungen Konradin in Neapel im Jahre 1268 führte. Auch in der Geschichte oder besser der Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges gibt es einen Neujahrstag von ganz besonderer Bedeutung. Denn der Kronrat den Gustav Adolf mit seinen Ratgebern, Oxenstierna, Torstenson, Banér und Wrangel, im Stockholmer Schlosse abhielt, fand während einer Silbersternnacht statt, und als der Schneesturm, der das Schloß umtoste, nachließ und das erste Morgengrauen des Neujahrstages heraufdämmerte, war der schwedische Adel für seine Beteiligung am Kriege gewonnen, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man in dieser Intervention die Rettung des deutschen Protestantismus erblickt. Einer der ereignisreichsten Tage Deutschlands zur Zeit Blüchers war der Tag nach der Neujahrnacht 1813, in welcher Blücher den Rheinübergang bei Gaub in Szene setzte. Ein Neujahrstag war es auch, der den italienischen Krieg ankündigte, aus dem die Einigung Italiens hervorging. Denn nach den Erfolgen des Krimkrieges, am 1. Januar 1853, sprach Napoleon III. beim Neujahrsempfang der Botschafter dem österreichischen Gesandten gegenüber die berühmtesten Worte aus: „Ich bedauere, daß die Beziehungen Ihrer Regierung zu der meinigen nicht so gut sind, wie ich es wünschte." Ganz Europa ahnte damals den Krieg, und diese Ahnung setzte sich auch in die Wirklichkeit um. Für uns Weltkriegsbürger aber ist der letzte historische Neujahrstag der 1. Januar 1905 von besonderem Interesse, da er — ein Unikum in der Weltgeschichte — der Tag eines bedeutamen Friedensschlusses war. Denn der Friede von Portsmouth, der den blutigen russisch-japanischen Krieg beschloß, fiel auf den 1. Januar 1905. Wenn auch der Neujahrstag 1917 noch kein Tag des Friedens sein kann, so erscheint doch die Hoffnung nicht unberechtigt, daß die Neujahrsglocken 1917 ein Jahr einkläuten, das den Weltkrieg beendet und unserem Vaterlande auf lange Zeit hinaus einen starken und glücklichen Frieden sichert.

Ist Saccharin gesundheitschädlich? Vielfach wird jetzt die Frage aufgeworfen, ob Saccharin, abgesehen von seiner bekannten Wertlosigkeit als Nahrungsmittel, durch den fortgesetzten Gebrauch nicht auch gesundheitschädlich wirken könne. In dieser Hinsicht können jedoch — wie wir der praktischen Frauenzeitschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau" entnehmen — beruhigende Versicherungen abgegeben werden. Die kleinen Pastillen, die wir zum Versüßen des Kaffees und des Tees verwenden, enthalten 103 Gramm Saccharin. Bei Gesunden haben sich aber selbst Einzelmengen von 5 Gramm als unschädlich herausgestellt. Bekannt ist außerdem, daß das Saccharin als Süßstoff für Nahrungs- und Genussmittel sowie für die Bierbereitung Jahre hindurch verwendet worden ist. Unangenehm ist nur der widerlich süße Geschmack, der bei ständigem Gebrauch des Mittels unangenehm bemerkbar wird. Manche Menschen vertragen allerdings Saccharin nicht gut, sie bekommen darnach Magenbeschwerden, Appetitlosigkeit und Abkeits, ja manchmal Diarrhöe; sie müssen vorsichtig Gebrauch von diesem Stoff machen. Bei Zuckerkranken übt Saccharin meist keinen oder keinen ungünstigen Einfluß auf das Allgemeinbefinden aus.